

Ge-Stell as negative of the Ereignis

Ge-Stell als Negativ des Ereignisses

Damir Barbarić  

Institut za filozofiju - Sveučilište u Zagrebu (Institut of Philosophy - University of Zagreb, Croatia)
Instituto de Filosofía - Universidad de Zagreb, Croacia

Artículo de Investigación

Resumen

El presente artículo analiza la concepción heideggeriana del *Ge-Stell* como esencia de la técnica, y su relación con el *Ereignis*. En primer lugar, se destaca la concepción de la ‘técnica’, entendida no sólo como un conjunto de instrumentos, sino como la disposición de concebir todo ente como reserva de material. Posteriormente, se analiza la afirmación de Heidegger de que el *Ge-Stell* es una ‘pre-aparición’, ‘preforma’, ‘aparición encubridora’, un ‘velo’ y un ‘preludio’ del *Ereignis*. Con este marco de referencia, se destaca la ambigüedad del *Ge-Stell*: por un lado, es la culminación de

la metafísica y, por otro, constituye el tránsito hacia otra forma de pensar. Asimismo, el artículo analiza las condiciones para la posible superación de la época técnica –y del nihilismo inherente a ella. Finalmente, se concluye que el *Ge-Stell* puede ser interpretado como el “negativo fotográfico” del *Ereignis*, puesto que, a pesar de representar la máxima manifestación de la técnica, también constituye la clave para su superación. De este modo, sólo a través de la experiencia radical de la sustracción del Ser es posible el surgimiento de una nueva relación con la existencia.

Palabras clave: Heidegger, técnica, *Gestell*, *Ereignis*, Ser.

Historia del artículo / Article Info:

Recepción / Received: 23 de abril del 2025

Evaluado / Evaluated: 19 de mayo del 2025

Aprobado / Accepted: 26 de mayo del 2025

Correspondencia / Correspondence: Damir Barbarić. Ulica grada Vukovara 54, Zagreb, Hrvatska (Código Postal: 10000).
Correo-e: barba@ifzg.hr

Citación / Citation: Barbarić, D. (2025). Ge-Stell als Negativ des Ereignisses. *Cuestiones de Filosofía*, 11 (36), 17-36.
<https://doi.org/10.19053/uptc.01235095.v11.n37.2025.19327>



Abstract

This article analyses the Heideggerian conception of *Ge-Stell* as the essence of technique and its relation to *Ereignis*. First, it highlights the conception of ‘technique’, understood not only as a set of instruments, but as the disposition to conceive of every entity as a reservoir of material. Subsequently, Heidegger’s assertion that the *Ge-Stell* is a ‘pre-appearance’, ‘pre-form’, ‘masking appearance’, a ‘veil’ and a ‘prelude’ to *Ereignis* is analyzed. Against this background, the ambiguity of the *Ge-Stell* is highlighted: on the one hand, it is the culmination of metaphysics and, on the other hand, it constitutes the transition to another way of thinking. The article also analyses the conditions for the possible overcoming of the technical epoch –and the nihilism inherent in it. Finally, it concludes that the *Ge-Stell* can be interpreted as the ‘photographic negative’ of the *Ereignis*, since, although it represents the ultimate manifestation of technology, it is also the key to overcoming it. Thus, it is only through the radical experience of the subtraction of Being that a new relationship to existence is possible.

Keywords: Heidegger, technique, *Gestell*, *Ereignis*, Being.

Bekanntlich sieht Heidegger die gegenwärtige Welt als durchgängig und restlos von der Technik beherrscht. Es ist nicht weniger bekannt, dass Heidegger mit dem Namen ‚Technik‘ nicht in erster Linie den Inbegriff der mannigfaltigen, immer weiter sich entwickelnden und verfeinernden Geräte bezeichnet, sondern die allgemeine Grundanstellung des Menschen in Hinsicht auf das Seienden im Ganzen und darüber hinaus als die maßgebliche Weise, wie sich in unserem Zeitalter das Sein selbst meldet. Allen möglichen Mitteln, Werkzeugen und Geräten voran bezeichnet der Ausdruck ‚Technik‘ alle Arten des wissenschaftlich-rechnenden Entwerfens und Planens sowie der damit zusammenhängenden Herstellens. Dem Menschen, der sich als angebliche Herr und Meister der Technik selbstbewusst und überheblich „in die Gestalt des Herrn der Erde“ auf spreizt (GA 7, S. 28) bleibt dabei verborgen, dass nicht er das eigentliche Subjekt dieses fragwürdigen Geschehens ist. Wie alles andere Seiende ist er vor aller seiner bewussten Entscheidung in dieses Geschehen hineingeworfen: „Der Mensch hat die Technik nicht in der Hand. Er ist ihr Spielwerk“ (GA 15, S. 370).

Über den Menschen hinaus ist die Technik auf das Ganze des Seienden bezogen. In diesem Sinne ist sie als Sein des Seienden erkannt werden, und zwar als „das Sein als Anwesen im Sinne des berechenbaren Bestandes“ (GA 14, S. 11). Daher kommt die naheliegende und ganz legitime Ansicht, sie sei nur als metaphysisch entsprechend zu verstehen. Aber sogar diese vermeintlich höchste und allgemeinste Bestimmung ist nicht hinreichend, um ihren vollen Sinn zu begreifen. Es tut Not, tiefer zu greifen: „Die Technik ist auch nicht etwas ‚Metaphysisches‘ (...), sondern ist: Äußerstes Geschick des Seins“ (GA 76, S. 346). Um diese zentrale und maßgebliche Bestimmung der Technik, nach der sie das äußerste Geschick des Seins ist, näher zu erläutern und auf dieser Grundlage die Einsicht in ihr Wesen zu erreichen, empfiehlt es sich, mit Heidegger die Grundzüge des technischen Verfahrens möglichst genau, gleichsam phänomenologisch ins Auge zu fassen.

Zum ersten fällt es auf, dass das die moderne Technik prägende und durchherrschende Entbergen den Charakter des Stellens hat. Damit ist die in sich komplexe, sich selbst bemächtigende Herausforderung gemeint, die sich darin vollzieht, „daß die in der Natur verborgene Energie aufgeschlossen, das Erschlossene umgeformt, das Umgeformte gespeichert, das Gespeicherte wieder verteilt und das Verteilte erneut umgeschaltet wird“ (GA 7, S. 17).

Der Sinn dieser Herausforderung leuchtet am besten auf an der gegenwärtigen Grundstellung des Menschen zur Natur. Die Natur wird ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit und Verbrauchbarkeit betrachtet und sogleich „zur Lieferung ihrer Energie gezwungen“. Alles, was in der natürlichen Welt vorliegt, wird damit im Voraus „aus seinem vormaligen Wesen heraus[ge]setzt“ (GA 79, S. 5) und zu etwas anderes angehalten. Dabei wird des Weiteren „das, was zu etwas angehalten wird, gleichzeitig gezwungen (...), eine bestimmte Gestalt anzunehmen, eine Rolle zu spielen und zwar jene, durch die es, künftig auf sie eingeschränkt, in so bestimmter Gestalt erscheint“ (GA 15, S. 391). Das Herausfordern, das in dieser Weise das Seiende überfällt, es anfordert und zum „Sichstellen“ zwingt, kann etwa als „Stellen“ in einem ganz allgemeinen, gleichsam ontologischen Sinn bestimmt werden (GA 79, S. 27). Durch dieses herausfordernden Stellen, worin das Erdreich jetzt einbezogen und von ihm befallen ist (S. 27), wird jedes Seiende seiner ursprünglichen Seinsweise beraubt und ausnahmslos dazu gezwungen, nur noch „auf der Stelle zur Stelle [zu stehen], nicht um anzuwesen, sondern um gestellt zu werden und zwar einzig daraufhin, anderes zu stellen“ (S. 28).

Das derart gestellte Seiende ist nicht mehr das von Natur her Aufgehende und Anwesende, wie es in der Antike etwa der Fall war. Es ist auch nicht mehr der neuzeitlich bestimmte Gegenstand, der dem ihn vorstellenden menschlichen Subjekt gegenübersteht. Das Seiende als Gegenstand hat sich durch die moderne Technik seinem Wesen nach gewandelt. Seine wesentlich neue, durch die Technik und ihr Stellen zustande gekommene Seinsweise kann etwa „Bestand“ benannt werden. Damit ist das Anwesende bezeichnet insofern es dazu gezwungen wird, im allumfassenden Bereich der Technik nur „als Materialvorrat“ zu erscheinen bzw. sich ausschließlich als solches zu zeigen. Die Bezeichnung „Bestand“ für das derart vom herausfordernden Stellen bestimmte und gleichsam gestempelte Seiende weist nicht, wie es naheliegen könnte, auf seine Beständigkeit im Sinne von beständiger Dauer. Damit ist etwas ontologisch Tieferreichendes angesprochen, nämlich „die Bestellbarkeit, die beständige Möglichkeit, aufgeboden und bestellt zu werden, das heißt das dauernde zur-Verfügung-stehen. In der Bestellbarkeit ist das Seiende *gesetzt* als von Grund auf und ausschließlich *verfügbar*, –verfügbar für den Verbrauch in der Planung des Ganzen“ (GA 15, S. 368).

Das Zeitalter der immer weiter greifenden und sich durchsetzenden Technik kann demnach betrachtet werden als Folge der wesenhaften Wandlungen der

ontologischen Verfassung des Seienden. Nachdem am Anfang der Neuzeit das Seiende, als das von sich her wesende und sich dem menschlichen Vernehmen zeigende, gebende und zureichende Anwesende, sich zum Gegenstand, d. h. zum Seienden insofern es dem es im Blick haltenden Subjekt gegenübersteht, gewandelt hat, wandelt sich dieser weiter zum Bestand, zu dem nämlich, was nur *ist* insofern es dazu bestellt wird um sich stets zur Verfügung zu halten: „Es kann nichts mehr in der gegenständlichen Neutralität eines Gegenüber erscheinen. Es gibt nichts mehr als Bestände: Lager, Vorräte, Mittel“ (S. 368).

Der wesentliche Grundzug dieses herausfordernden Bestellens ist die darin waltende Abstandlosigkeit. Um das zu verstehen, gilt es zunächst den die Neuzeit kennzeichnenden Vorgang der fortgehenden Vergegenständlichung von allem Anwesenden des Näheren zu erklären. Der Sinn dieses folgeschweren Vorgangs besteht darin, dass der Mensch aus dem Offenen, worin das ihn begegnende Anwesende ihn trifft und je anders angeht, berührt und bestimmt, sich abwendet und sich auf sich zurückzieht, um das ihn bisher angehende Anwesende vor sich zu stellen und es weiterhin nur noch in einem Abstand, d. h. als ihm Entgegenstehendes, als seinen Gegenstand also, in Betracht zu ziehen. Seitdem steht alles Anwesende von ihm ab genauso wie er von ihm.

So wird durch das Vorstellen des zum Gegenstand gewandelten Anwesenden, welches Vorstellen von dem auf sich zurückbezogenen Subjekts vollzogen wird, erstmals „der Abstand (...) im Gegenüber erreicht und im Gegenständigen gesichert“ (GA 79, S. 25). Es ist entscheidend, den hier gemeinten Abstand als einen wesentlichen und gleichsam metaphysischen zu verstehen, einen solchen, der allen räumlichen Verhältnissen vorangeht und deren ontologische Bedingung darstellt: „Das Vorstellen und das Vor-sich-bringen schließt in sich das ‚wieweit‘ und ‚inwiefern‘, das *Abstandmäßige* in bezug zum Seienden als Gegenstand; und dies, ohne daß an bestimmte räumliche Dinge und Beziehungen gedacht wird“ (GA 65, S. 135).

Die technische Beherrschung des Seienden vollzieht sich hauptsächlich durch die mathematisch bestimmte Naturwissenschaft. Auf diesem Grund beruhend, breitet sich das metaphysisch verstandene Vorstellen immer mehr aus und wird immer allgemeiner und systematischer, um sich allmählich bis zum allumfassenden „Entwurf des Vorstellens [zu entfalten] im Sinne

der vorgreifend-planend-einrichtenden Erfassung von allem, bevor es schon im Besonderen und Einzelnen gefaßt ist“ (S. 135). Das Wesenhafte an diesem ganzen Vorgang liegt darin, dass in diesem grundlegenden technischen Entwurf der längst gesuchte und geforderte metaphysisch zu fassende Abstand, und zwar sowohl seine ständige Überwindung als auch gleichzeitige Sicherung, zum Grundgesetz der Gegenstandsbestimmung gemacht wird.

In diesem grundlegenden Entwurf des vergegenständlichenden und damit den festen Abstand sichernden Vor-stellens ist dann das Wesen des Quantitativen als solchen gegründet (S. 137). Gerade die Berechenbarkeit der Gegenstände, d. h. die grundsätzliche Möglichkeit, sie unbedingt und restlos den mannigfaltigen Gesetzen der zahlenmäßigen Rechnung unterzuordnen, macht das technisch-wissenschaftliche Verfahren so faszinierend und sichert ihm seine end- und maßlose, anscheinend nie nachzulassende Mächtigkeit und Wirksamkeit. Der die gegenwärtige Welt beherrschende technische Betrieb wird damit zum Gigantischen und Rieseigen schlechthin, dessen Wesen „in der Einrichtung der gesicherten Ermöglichung des Maßlosen“ (GA 69, S. 49) besteht. Damit kehrt sich der unbedingte Anspruch auf die restlose Berechenbarkeit von allem Bestehenden gegen sich selbst und erweist sich im Riesigen als selbst wesenhaft unberechenbar.

Dieselbe gleichsam dialektische Umwendung geschieht auch mit dem der technischen Welt zugrundeliegenden Abstand, der wie gesehen die wesentliche Voraussetzung sowohl für Gegenständlichkeit als auch für technische Berechenbarkeit ist. Der grundsätzliche, alles bewegende Trieb des technischen Betriebs strebt um jeden Preis danach, den durch das Vorstellen des Gegenstandes zustande gebrachten Abstand des Menschen als vorstellenden Subjekts von dem es ursprünglich unmittelbar angehenden Anwesenden zu erhalten, und zwar paradoxerweise gerade durch seine ständig von neuem vollbrachte Aufhebung. Da im rechnenden Vorstellen der Abstand ausschließlich zeit-räumlich, d. h. als die quantitativ messbare und berechenbare Entfernung zwischen zwei oder mehreren Orten bzw. Zeitpunkten gefasst wird, soll seine angestrebte bewahrende Aufhebung durch ständige Verkürzung aller Entfernungen erreicht werden. Dazu wird die Nähe zeitlich als eine in dem möglichst kurzen Zeitabschnitt zu erreichende und räumlich als die möglichst kleine Entfernung zwischen zwei festgelegten Orten vorgestellt. In beiden Fällen wird die Nähe also „verrechnet auf die jeweils verfügbaren Mittel der Abstandsüberwindung“ (GA 66, S. 115).

Dieser Vorstellung von Nähe nach drängt der technische Betrieb in allen Sphären des herausfordernden Stellens danach, jede räumliche sowie jede nach dem räumlichen Modell vorgestellte zeitliche Entfernung zu überwinden, die berechenbaren Strecken zwischen verschiedenen Orten bzw. Jetztpunkten immer kürzer zu machen und damit die Ferne möglichst zu tilgen. Da aufgrund der unendlichen Natur der Zahl jede Verkürzung zwangsläufig immer noch zu klein wie auch jede auch so sehr verminderte Entfernung immer noch zu groß ist, so bleibt dieser Prozess der ständigen Näherung erfolglos und erreicht nie sein Ziel: „Sofern (...) alles mit der Zeit Nahes wird, verliert es zugleich den Charakter der ‚Nähe‘“ (S. 115).

Der wachsende Drang nach der immer größeren Nähe führt also dazu, dass beides, die Nähe sowohl als Ferne, zugleich ausbleibt. Der unaufhaltsame Drang nach der Nähe, d. h. nach der bis zur Verschwindung fortgehenden Kürzung jeder Länge und jeden Abstands, führt folgerichtig zur völligen Abstandlosigkeit: „Der Bestand bestellt das Abstandlose“ (GA 79, S. 44). Im Ge-Stell kann es schlechterdings weder wahre Nähe noch wahre Ferne geben.

Die wesentlichen Folgen davon, dass das technische Verfahren, indem es zunächst den Gegenstand vorstellt und dann den Bestand bestellt, in Wahrheit „alles Anwesende in das Abstandlose“ stellt (S. 51), sind gewichtig und weitreichend. In ihrer Gesamtheit kommt das Wesen dieses Verfahrens selbst zum Vorschein. Nennen wir sie in aller Kürze. Da der Abstand als solcher erst durch die Abkehr des Menschen von dem ihn ursprünglich betreffenden und angehenden Anwesenden zustande gekommen ist, so geht den Menschen dort, wo der Abstand durch seine ständige Aufhebung letztlich zum Abstandlosen gebracht wird, eigentlich nichts mehr an: „Jegliches rückt in den Grundzug des Gleich-Gültigen“ (S. 25). Im Bereich des abstandslosen Bestands steht alles im Gleich-Gültigen. Aus diesem Grund ist auch

[e]ines der wesentlichen Momente der Seinsweise des derzeitigen Seienden (der Verfügbarkeit für einen planmäßig gelenkten Verbrauch) (...) die Ersetzbarkeit, die Tatsache, daß jedes Seiende wesenhaft *ersetzbar* wird in einem allgemein gewordenen Spiel, wo alles an die Stelle von allem treten kann (GA 15, S. 368).

Demzufolge eignet der Beständigkeit des bestellbaren Bestandes eine ganz eigenartige, höchst rätselhafte Dauer, die im Immerneuen des unablässigen

Wechsels besteht und daher nichts anderes ist als „das dauernde zur-Verfügung-stehen“ (S. 368). Dies zeigt sich am besten im gewaltigen „Zwang zu immer neuen Bedürfnissen“, der von der Art ist, „daß alles, was zwingend neu ist, auch ebenso unmittelbar veraltet und überholt ist, von ‚wieder Neuem‘ verdrängt wird und so fort“ (S. 388). Da das herausfordernde und bestellende Vorstellen sich gegenüber immer nur die von ihm gesetzte Gegenstände findet und nie solches, was von sich her wesend wäre und in diesem Sinne als das schlechthin Gegebene gelten könnte, so kann es an gar keine es anhalten könnende Grenze stoßen. Das arbeitsame Betrieb der technischen Machenschaft ist seinem Wesen nach grenzenlos.

So zeigt sich die von der Technik beherrschte Welt als eine ungeheure, an sich grenz- und maßlose Kette des Bestellens Akte, die „auf nichts hinaus“ läuft, sondern „vielmehr nur in ihren Kreisgang hinein“ (GA 79, S. 29) geht. Wie bekannt fasst Heidegger das Wesen der Technik, dieses „Ungeheure, das hier waltet“ (S. 29), unter dem Namen „Ge-Stell“ zusammen. Dieser Name, der wohl für manchen abstoßend klingt, verliert vermutlich einiges von seiner Fremdartigkeit, wenn man den Zusammenhang der damit von Heidegger gemeinten Sachverhalte in Betracht zieht.

Hier stößt man an den zentralen und zumal am meisten bestrittenen Sachverhalt, der uns dem im Titel genannten Problem näherbringen soll. Es müsste nämlich im höchsten Sinne frag- und denkwürdig erscheinen, wenn Heidegger das Ge-Stell, das als „versammelnde Einheit aller Weisen des Stellens“ (GA 15, S. 366) eben das Wesen der maß- und grenzenlosen, alles herausfordernden und bezwingenden Technik sei, unvermittelt und anscheinend ganz unbegründet, aber mit desto größeren Nachdruck, in verschiedenen, stets sinnverwandten Redewendungen immer wieder als „Vorerscheinung“ (GA 14, S. 41), „Vorform“ (S. 63), „das ankündigende Vorzeichen, den verdeckenden Vor-Schein, die entbergende Vor-Erscheinung“ (GA 15, S. 367), dann auch „Schleier“ (GA 7, S. 20, Anm.^f) und „*Vorspiel*“ (GA 11, S. 45) des Ereignisses bezeichnet, dessen, was für ihn bekanntlich das Letzte und Höchste schlechthin ist. Vielleicht ist es keine Übertreibung, genau diesen Punkt als den umstrittensten, fragwürdigsten und rätselhaftesten seiner gesamten Philosophie anzusehen. Wie ist es zu verstehen und zu interpretieren?

Der Versuch einer Antwort sollte jedenfalls davon ausgehen, dass das Ge-Stell wesenhaft zweideutig ist (GA 15, S. 36; GA 14, S. 40 und GA 7, S. 34). Es ist einerseits „Vollendung und Erfüllung der Metaphysik“, andererseits

aber und in seinem verborgenen Wesen auch „ein Durchgang von der Metaphysik zum anderen Denken“ (GA 15, S. 366). Es steht „[z]wischen den epochalen Gestalten des Seins und der Verwandlung des Seins ins Ereignis“ und ist daher „gleichsam eine Zwischenstation, bietet einen doppelten Anblick, ist –so könnte man sagen– ein Januskopf“ (GA 14, S. 62). Sollte also das technische Zeitalter samt dem ihm wesenhaft innewohnenden Nihilismus in der einzig entsprechenden Weise, nämlich durch seine Zurücknahme in ein anfänglicheres Entbergen bzw. Ereignen verwunden werden, dann tut es Not, zunächst das Ge-Stell selbst in seiner ganzen Abgründigkeit zu erfahren und diese Erfahrung mindestens ansatzweise zum begrifflichen Ausdruck zu bringen.

Worin bestehen die Bedingungen für eine solche Verwindung, oder genauer die Winke und Hinweise, welche ihre Möglichkeit aufblitzen lassen? Es gibt mindestens drei solchen Bedingungen. Zum ersten soll erkannt werden, dass das Ge-Stell nichts anderes ist als das Sein selbst in einem seiner Geschecke. Zum anderen soll das Ge-Stell als der letzte und äußerste aller Seinsgeschecke, als die letzte Epoche seiner Geschichte erfahren werden. Schließlich soll eingesehen werden, dass das Ge-Stell der einzige Ort ist, wo die wesenhafte, unauflösliche Zusammengehörigkeit von Mensch und Sein aufleuchten und sich bestätigen kann und soll. Besprechen wir die ersten zwei Punkte, der dritte wird hoffentlich daran nur mittelbar und daher wohl nicht hinreichend aufleuchten.

Woran ist es zu erkennen, dass das Ge-Stell nicht etwa bloß dem Sein zugehörig, sondern vielmehr das Sein selbst ist? Um darauf zu erwidern gilt es an die bisher dargelegten Grundzüge des im Ge-Stell waltenden herausfordernd-bestellenden Verfahrens zu erinnern. Es wurde einigermaßen erläutert inwiefern in der Beständigkeit als der im Ge-Stell einzig anzutreffenden Seinsweise die völlige Abstandlosigkeit herrscht. Die die Neuzeit von Anfang an leitende Absicht, den in dem Vorstellen der Gegenstände aufgeklafften Abstand zwischen dem Mensch und dem Anwesenden eben durch dessen ständige und sich stets wieder aufhebende Überwindung bzw. Aufhebung zu bewahren, ist am Wandel des Gegenstandes zum immer schon in voraus sich bewahren müssenden Bestand gescheitert, worin letztlich auch die letzte Spur der ehemaligen, den Menschen ursprünglich angehenden Anwesenheit verschwunden ist. Die im Ge-Stell waltende Abstandlosigkeit bürgt dafür, dass der Mensch darin keinem ihn angehenden Anwesenden mehr begegnet.

Das Befremdliche und sogar Entsetzliche am Ge-Stell kommt davon, dass das einzige, was uns an ihm noch angeht, gerade das vollständige Fehlen ist nicht nur jedes uns angehenden Anwesenden, sondern auch der Anwesenheit selbst. Genauer gesagt: Im Ge-Stell gibt es kein Anwesendes mehr, was erst es möglich macht, dass das reine Anwesen als solches sich zeigt, obwohl immer nur im privativen Modus des völligen Fehlens und Entzugs.

An allem dem wird ersichtlich, inwiefern „[d]ie Vernutzung aller Stoffe, eingerechnet den Rohstoff ‚Mensch‘, zur technischen Herstellung der unbedingten Möglichkeit eines Herstellens von allem, (...) im Verborgenen bestimmt [wird] durch die völlige Leere, in der das Seiende, die Stoffe des Wirklichen, hängt“ (GA 7, S. 94). Diese Leere, als die Leere des Seins, muss um jeden Preis ausgefüllt werden. Da sie aber durch die Fülle des zum Bestand gewordenen Seienden niemals aufzufüllen ist, es

bleibt nur, um ihr zu entgehen, die unausgesetzte Einrichtung des Seienden auf die ständige Möglichkeit des Ordners als der Form der Sicherung des ziellosen Tuns. Die Technik ist von da gesehen, weil auf die Leere des Seins wider ihr Wissen bezogen, die Organisation des Mangels (S. 94) .

Was sich hinter der von der Technik betriebenen Ausfüllung der Leere und Organisation des Mangels zu verbergen sucht, ist die endgültige Seinsverlassenheit des zum her- und bestellbaren Bestand gezwungenen Anwesenden. Vor diesem Hintergrund und in Hinsicht auf die Möglichkeit der Überwindung bzw. Verwindung des Ge-Stells, damit auch der technischen Machenschaft in ihrem maß- und grenzenlosen Kreisgang des anscheinend immer neuen, in Wahrheit aber sogleich veralteten gleichgültigen Bestands, gilt es nachdrücklich die Frage zu stellen ob es zutreffend ist, das Ge-Stell als „eine äußerste Ausprägung des Seins“ zu betrachten, die eben als solche zugleich „eine Vorform des Ereignisses selber“ sein soll (GA 14, S. 73). Wie schon erwähnt, scheint in dieser Frage das ganze Gewicht und die ganze Tragweite von Heideggers diesbezüglichen Überlegungen auf den Punkt gebracht zu sein.

Gesetzt, die Frage ist zu bejahen, sollte die angestrebte Verwindung des Ge-Stells nicht in dem Übergang zu einem neuen und anderen Geschick des Seins bestehen. Es müsste vielmehr solcher Übergang sein, der sowohl von allen bisherigen Seinsgeschicke als auch von deren Übergänge zueinander von Grund auf verschieden ist. Jeder Übergang von einer Epoche des Seins

zur anderen, von einem Seinsgeschick zum anderen und neuen, ist auch sonst etwas Unerhörtes und in seiner abgründigen Freiheit nicht nur unberechenbar, sondern völlig unergründbar und unfassbar. Die Möglichkeit aber, dass das Ge-Stell verwunden, bzw. in ein anfänglicheres Entbergen bzw. Ereignen zurückgenommen werden kann, deutet auf unermesslich Größeres an. Denn die das Ge-Stell kennzeichnende Einzigkeit bedeutet eben dies, dass es nicht ein Seins Geschick unter anderen möglichen ist, sondern das letzte und äußerste Geschick schlechthin, ein solches nämlich, dem kein anderes folgt und folgen kann, wozu es übergehen und sich wandeln könnte.

Heidegger hat die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, dass das Ge-Stell zur letzten Schickung des die abendländische Geschichte bestimmenden Seins erklärt wird, wohl eingesehen und war nicht bereit, sie leichtfertig zu umgehen oder beiseite zu lassen. Dann musste er aber auf sich die Last der Aufgabe nehmen, die in Aussicht gestellte Verwindung des Ge-Stells in einer so radikaler Weise zu denken, dass damit die Möglichkeit in Kauf genommen wird, sowohl das Sein als auch das von ihm gereichte und den Menschen angehende Anwesende, letztlich sogar die Anwesenheit selbst verabschieden zu müssen. Die Verwindung der Metaphysik und der in ihrer geschichtlichen Vollendung zur Herrschaft gekommenen Technik, die nur aus der Mitte des Ge-Stells als ihres Wesens geschehen kann, ist etwas so Unerhörtes, dass damit das Sein selbst samt seinem Unterschied zum Seienden sowie dem diesen Unterschied austragenden nichtenden Nichts zumal in Ereignis zurückgenommen werden und in ihm gleichsam verschwinden. Das Ge-Stell wandelt sich demnach nicht zu einem neuen und anderen Geschick des Seins. Die Überwindung des Ge-Stells ist die Zurücknahme des Seins samt allen seinen Schickungen in ein anfänglicheres Ereignen, das als das aus der Mitte des unendlichen Verhältnisses tönende Geviert sowohl das Dingen des Dinges als auch das Welten der Welt erst be-dingt, und d. h. gibt. Versuchen wir nun, mit Heidegger einige Schritte in diesem kaum durchschaubaren Bereich zu machen.

Sicherlich hat sich immer noch nicht geklärt wie und warum ist das Ge-Stell, als das letzte und äußerste Geschick des Seins, in der ihm eigentümlichen wesenhaften Zweideutigkeit die äußerste Vollendung der ganzen abendländischen Metaphysik, d. h. der ganzen Abfolge der frei sich ereignenden Schickungen der sich wandelnden Anwesenheit, und gleichzeitig das ankündigende, obwohl verborgene und als solches unerkannte Vorspiel und die

sich verschleiende Vorerscheinung des Ereignisses. Worin besteht seinsgeschichtliche Einzigkeit des Ge-Stells und damit auch der Technik, welche Einzigkeit die unausweichliche Bedingung sei für voraussichtlich mögliche und zögerlich in Aussicht gestellte Einkehr der beiden zum Ereignis? Und wie soll diese entscheidende Einkehr eigentlich geschehen?

Erinnern wir uns an die wesentlichen Merkmale des Ge-Stells und betrachten wir wiederum und jetzt des Näheren eines unter ihnen, die Abstandlosigkeit nämlich, die auch bisher der Leitfaden unsrer Erörterung war. Es wurde festgestellt, dass die wachsende Verkürzung aller sowohl räumlichen wie zeitlichen Entfernungen eigentlich zu keiner Nähe führt, sondern selbst den Unterschied von Nähe und Ferne aufhebt und somit das Abstandlose walten lässt. Es ist demnach zu vermuten, dass dem technischen Drang nach der größtmöglichen Tilgung jeder Entfernung ein Verständnis von Nähe und Ferne zugrunde liegt, das von Grund auf fragwürdig und sogar irreführend ist.

Bevor der Versuch gemacht wird, Heideggers Auffassung von der wahren Nähe und Ferne darzulegen, fragen wir zunächst woher die das Ge-Stell wesentlich bestimmende Vorstellung von der Nähe als Kürze der zu überwindenden Raum- bzw. Zeitstrecke kommt und worauf sie beruht. Fangen wir von der nicht zu bestreitenden Annahme an, die Weise, wie die Nähe und Ferne verstanden werden, hänge davon ab wie der Begriff des beiden zugrundeliegenden Abstands bestimmt wird. Es wurde im Vorherigen daran erinnert, dass am Anfang der Neuzeit zur unbedingten Vergegenständlichung alles nichtmenschlichen Anwesenden gekommen ist, wobei der Mensch der Gesamtheit der von ihm vorgestellten Gegenstände entgegengesetzt wird, und zwar als der ihnen zugrundeliegende und sie auf sich rückläufig beziehende und damit versammelnde Grund. Dieser Vorgang sei dem Bedürfnis entsprungen, den zwischen dem Menschen und seinen Gegenständen aufgeklafften Abstand, genauer gesagt das in dieser Kluft jeweils Für-sich-stehende und so Abstehende, auf Dauer festzulegen und zu bewahren. Insofern ist jedes Vorstellen und Vor-sich-bringen in vornherein schon und ohne dass dabei an bestimmte räumliche Dinge und Beziehungen gedacht wird von der Idee des Abstandmäßigen geleitet und in Atem gehalten (GA 65, S. 35).

Der Sinn dieser überaus wichtigen und folgenschweren Idee des Abstandmäßigen besteht letztlich in der darin liegenden Möglichkeit, dem Seienden endgültig Vorzug vor dem Sein zu geben. Das „die Möglichkeit des Gegenständigen“ ergebende Abständige erweist sich unter diesem Gesichtspunkt

als eine „Versteifung auf das Für-sich-stehende und so Ab-stehende und Ab-ständige“. Wonach diese Versteifung letztlich zielt, ist nichts anderes als „[d]ie *Beständigkeit* in das Verfestigte“, die näher betrachtet eine „in sich Abschnürung, Begrenzung, Vereinzelung, Losriß aus der wesenden Anwesenheit“ ist (GA 71, S. 71).

Von hier fällt vielleicht etwas mehr Licht auf das Wesen und die innere Wahrheit des neuzeitlichen Seinsgeschicks, das sich als totale Vergegenständlichung des Anwesenden und der Aufstand des Menschen in die Rolle des alles auf sich beziehenden vorstellenden Subjekts erwiesen hat. Das aber, worum es in allem dem eigentlich geht, ist die Sicherung der abstandmäßigen Beständigkeit sowohl des als Gegenstand anwesenden Seienden als auch des Menschen, und zwar in der Vereinzelung und Abschnürung beider vom Sein. Wenn im weiteren Verlauf der dadurch entschiedenen und bestimmten Geschichte im Zeitalter des Ge-Stells der Gegenstand sich weiter wandelt zum ersetzbaren, gleichgültigen Bestand, der im abstandslosen Einerlei zu jeder Zeit und an jedem Ort gleich bestellbar ist, und wenn der Mensch andererseits seiner Rolle des Subjekts verlustig geht und auch selbst zum überall gleich bestellbaren Menschenmaterial wird, dann ist darin nichts anderes zu sehen als die folgerichtige Entfaltung und auch vermutliche Vollendung dieses Geschicks.

Heidegger begnügt sich allerdings nicht damit, die Herkunft des Ge-Stells aus dem neuzeitlichen zum Bestand führenden Abständigen nachzuweisen, sondern greift bis zu den ganz frühen Griechen und sogar zum Anaximander zurück, um nachzuweisen, dass eine, wenn auch zögerliche, erst anfängliche und vorbereitende Beständigkeit des Anwesenden, samt dem gleichzeitigen Vergessen der Anwesenheit als der sich verbergenden Entbergung, auch dort bereits am Werk war. Die Frage, inwiefern diese auch sonst zögerlich vorgebrachten Überlegungen zur Wesensherkunft des Ge-Stells letztlich überzeugend sind, sei hier dahingestellt. Zumindest für die Neuzeit und die gegenwärtige Moderne kann aber mit Sicherheit nachgewiesen werden, dass die auf dem festgelegten Beständigen beruhende Abständigkeit die Voraussetzung ist für das sich immer mehr durchsetzende Quantitative und damit für die durchgängige Mathematisierung sowohl der Natur als auch des allgemeinen wissenschaftlichen Verhältnisses zu ihr. Zum Grundriss der solcherweise verstandenen Natur gehört als sein wesentlicher Bestandteil vor allem der Begriff der als Jetztpunkt vorgestellten zeitlichen Gegenwart sowie

die von einem solchen Punkt zum anderen sich dehnende Linie bzw. Strecke. Dem entspricht der ebenso geometrisch gebildete, nach dem Modell der bestimmten Punkte und der sie verbindenden Strecken vorgestellte Ort in einem homogenen Raum. Alle Naturbewegung, einschließlich die innerlichste dynamische Kraftentladung, wird dann eine auf dieser Grundlage als das zwischen solchen zeit-räumlichen Punkten bzw. Orten sich abspielende bestimmt. So oder anders beruhen also sowohl die Technik als auch das Ge-Stell als ihr Wesen auf diesem grundsätzlich geometrischen Gerüst, samt dem darauf gebauten komplexen Netz der mannigfaltigen gegenseitigen Wirkverhältnisse, der sogenannten Funktionen, in deren Erforschung, Festlegung und Ausnutzung ihr ganzes Betrieb besteht.

Die uns von Anfang an leitende Frage ist die, wie Heideggers herausfordernde Versicherung zu verstehen ist, das Ge-Stell als das Wesen der Technik sei verborgenerweise die Vorbereitung, Vorercheinung, Vorspiel und sogar das photographische Negativ des Ereignisses. Versuchen wir in Anlehnung an die anfangs dargelegten wesentlichen Momente des Ge-Stells seine geschichtliche Einzigkeit als des äußersten und letzten Seinsgeschicks ins Auge zu fassen. Bisher haben wir die in der Neuzeit festgelegte Beständigkeit und die ihr entspringende Abständigkeit als den Ursprung des Ge-Stells erkannt und darzulegen versucht, wie er im Lauf der technisch beherrschten Geschichte zum Teil entgegen der ursprünglichen Absicht zur Abstandlosigkeit und damit zusammenhängenden Gleichgültigkeit im leerlaufenden grenzenlosen Kreisgang des anscheinend immer neuen, in Wahrheit aber immer derselben und daher sogleich veralteten bestellbaren Bestände geführt hat. Den weiteren Schritt der Erörterung machen wir nun an dem Leitfaden der ausdrücklichen Frage nach dem, was bisher ab und zu gestreift und angedeutet wurde als das, was in der das Ge-Stell kennzeichnenden gleichgültigen Abstandlosigkeit sich entzieht, ausbleibt und schlechthin fehlt.

Die im Ge-Stell waltende Abstandslosigkeit besagt, dass in keiner der verschiedentlich unternommenen Kürzungen der zeitlichen oder räumlichen Strecke die damit angestrebte Nähe erreicht wird. Bleibt aber die Nähe derart gänzlich aus, dann ist auch die Ferne weg. Das Abstandlose herrscht. Alle Versuche, durch die Kürzung aller Strecken die Nähe zu erreichen, wozu auch der frag- und denkwürdige Vorgang der stets wachsenden Beschleunigung gehört, gehen an dem eigentlich Angestrebten vorbei. Was man damit sucht, ist zwar die Nähe, aber offensichtlich eine andere und tiefer verankerte, eine

solche, die im ganzen Bereich des Quantitativen nicht zu finden ist. Was ist diese andere Nähe, die man mit Heidegger „wahre“, oder auch „hohe“ und „seynshafte“ nennen kann?

Um diese Frage mindestens vorläufig zu beantworten, wenden wir uns zum anderen Wesensmerkmal des Ge-Stells, nämlich zur es gleich wesentlich kennzeichnenden Gleich-Gültigkeit aller zu bestellenden Bestände, wobei dieser merkwürdig zweideutige Ausdruck „Gleichgültigkeit“ sowohl den Sachverhalt zum Ausdruck bringt, dass alles gleich gilt und nichts sich abhebt oder auszeichnet, als auch den damit zusammenhängenden anderen, dass uns alles gleich viel wie wenig rührt, uns gleich viel wie wenig bedeutet. Zum Unterschied von derart gleichgültiger Bestände wurde der Mensch in den vorübergegangenen Jahrhunderten von verschiedentlichen Gegenständen unterschiedlich, je anders unterhalten, auch wenn sie alle aus der Sicht seines subjektiven Bewusstseins vorgestellt wurden und im Grundsätzlichen dazu da waren, um sein vorstellendes Ich zu bezeugen und zu bestätigen. Wieder zum Unterschied davon wurde er schon früher von dem je anderem Anwesenden je anders getroffen, aber immer so, dass er völlig darin einging und ließ es zu, davon unmittelbar gerührt, angesprochen, ge- und bestimmt, in einem Wort angegangen zu werden. Mit dem Anwesenden zusammen ist solcher Angang, mit dem Gegenstand zusammen ist solche Unterhaltung verloren gegangen. Was übriggeblieben ist, sind lediglich die Bestände in dem Einerlei ihrer vollständigen Gleichgültigkeit.

Die im Ge-Stell immer wieder in der falschen und daher auch aussichtslosen Weise gesuchte und nie zu findende Nähe muss also eine von Grund auf andere sein, offensichtlich jene des dem Menschen von der Anwesenheit des Anwesenden zugereichten rührenden Angehens. Denn die Anwesenheit, recht gehört und verstanden, besagt ebendies. Sie ist nämlich „das stete, den Menschen angehende, ihn erreichende, ihm gereichte Verweilen“ (GA 14, S. 17). Sie allein kann den Menschen inmitten vom Seienden zu diesem Seienden als Anwesendem im lebendigen Verhältnis der sich einfügenden Zusammengehörigkeit halten. Solcher Mensch wäre allerdings kein Subjekt mehr und kein Herr der Erde. Schlichter und bescheidener geworden, wäre er „[d]er Mensch innestehend im Angang von Anwesenheit, dies jedoch so, daß er das Anwesen, das Es gibt, als Gabe empfängt, indem er vernimmt, was im Anwesenlassen erscheint“ (S. 16). Erst ein solcher Mensch wäre wirklich befreit und gleichsam erlöst von der metaphysischen Vereinzelung

und Vereinsamung, die er als allzu hohen Preis für seine und der ihm entgegenstehenden Gegenstände festgelegte Beständigkeit sowie für den dazwischen klaffenden Abstand zählt.

Kehren wir zur unseren leitenden Frage zurück. Wir fragten aus welchem Grund und mit welchem Recht das Ge-Stell trotz der ihm innewohnenden gleichgültigen Abstandslosigkeit und aller anderen damit zusammenhängenden, anscheinend genauso bloß negativ zu bewertenden Wesenszüge dennoch zum Vorschein und Vorspiel des Ereignisses erklärt werden kann. Damit wurden wir zunächst zur Frage zurückgebracht nach dem geschichtlichen Ort des Ge-Stells in der eigenartigen Folge der sich ablösenden Seinsgeschichte. Denn Abstandslosigkeit und Gleichgültigkeit und alle andere grundsätzlichen Wesenszüge des Ge-Stells versammeln sich in einem allgemeinen, wohl letztentscheidenden Merkmal, jenem der Seinsverlassenheit. Sie ist –und durch diese Einsicht wird der neue, weiterführende Schritt der Erörterung gemacht– die wesentliche, wenn auch sich stets verbergende und daher als solche weder bemerkbare noch vorstellbare innere Auseinandersetzung im ganz abstandlosen Ge-Stell, die darin besteht, dass „das Seyn das Seiende verläßt, dieses ihm selbst sich überläßt und es so zum Gegenstand der Machenschaft werden läßt“ (GA 65, S. 111).

Hier lässt Heidegger die Möglichkeit offen und hält sie sogar zu wahrscheinlich, dass in allen Seinsschickungen von Anfang der abendländischen Geschichte an immer, obwohl in den jeweils wesentlich verschiedenen Weisen und Gestalten, grade die Anwesenheit immer der eigentliche Sinn von Sein war. Der Ablauf der Seinsschickungen bestehe dann im Wesentlichen darin, die Anwesenheit immer mehr zurücktreten und in die Vergessenheit fallen zu lassen, und zwar zunächst zugunsten des Anwesenden, dann des Gegenstandes und schließlich des Bestandes, so dass die Seinsverlassenheit damit immer größer und zugleich verborgener wurde. Wenn es sich so verhält, müsste das Zeitalter des Ge-Stells mit der ihm entspringenden und auf ihm beruhenden zur vollkommenen und endgültigen Seinsverlassenheit führenden Technik in der Tat als das letzte, äußerste und abschließende Geschick des Seins erkannt werden.

Eben darin scheint die Einzigkeit und geschichtliche Einmaligkeit des Ge-Stells zu bestehen. Das Sein hielt sich zwar auch in allen seinen vorangehenden Schickungen zum Teil entzogen und lichtete im von ihm entborgenen Offenen für das darin einzukehrende Anwesende gleichzeitig das eigene

Sichverbergen zu: „Die Metaphysik ist die Geschichte der Seinsprägungen, d. h. vom Ereignis her gesehen, die Geschichte des Sichentziehens des Schickenden zugunsten der im Schicken gegebenen Schickungen eines jeweiligen Anwesenlassens des Anwesenden“ (GA 14, S. 50). Das Ge-Stell ist aber in der ganzen bisherigen abendländischen Geschichte, die zugleich die Geschichte der Metaphysik ist, das erste Geschick des Seins, in dem das Sein sich völlig und restlos entzieht und sich ganz im Verborgenen zurückhält.

Während in allen früheren Epochen der Seinsgeschichte das Seiende, zunächst als Anwesendes und dann im wesentlich minderem Maß als Gegenstand, in seiner Anwesenheit zugleich das teilweise entzogen und verborgen bleibende Sein zum Vorschein, obwohl immer nur zögernd und sich verweigernd, brachte, es verhält sich in der Epoche des Ge-Stells von Grund auf anders. Im Ge-Stell zeigt sich das zum Bestand gezwungene Seiende zum ersten Mal in seiner vollständigen Seinsverlassenheit. Erst in dieser Epoche, die unsere gegenwärtige, wohl aber auch unbestimmt künftige ist, da ihre Dauer unberechenbar bleibt, „steht man dem Sein als Sein gegenüber und nicht mehr einer der Gestalten seines Geschicks“ (GA 15, S. 365). Von dieser verhängnisvollen Epoche gilt Heideggers tiefsinnige und vielsagende Mahnung: „Das Unheimliche umkreist den Erdball, daß jetzt das Geschick den Menschen *unmittelbar* trifft“ (GA 4, S. 178).

Es ist abschließend an der Zeit, vor dem Hintergrund des bisher Dargebrachten das im Titel unserer Überlegung angegebene Gleichnis vom Ge-Stell als Negativ, und zwar „photographischen Negativ“ des Ereignisses auf seinen Sinn hin zu prüfen. Der diesbezügliche Satz ist schlicht genug: „Das Ge-stell ist gleichsam das photographische Negativ des Ereignisses“ (GA 15, S. 366). Wie ist das zu verstehen? Das angesprochene Photographische scheint an das Flächenmäßige der das Ge-Stell ausmachenden bestellbaren Bestände anzuspielden. Da ihnen die tief schneidende Dimension der wahren Nähe, d. h. die echte Empfänglichkeit dazu, überhaupt angegangen zu werden, vollständig fehlt, so ist es wohl kein Zufall, wenn das technisch bewältigte Leben der sowohl lebendigen als auch leblosen zum bloßen Bestand gewandelten Anwesenden sich heute hauptsächlich, künftig vielleicht sogar ausschließlich an der dünnsten Oberfläche abspielt, im flächenmäßigen Bereich der Bilder, von dem photographischen Abbild bis zu vermeintlich bewegten Bildern im Film und neuerdings im sogenannten Video.

Etwas Anderes ist an diesem Gleichnis viel wichtiger. Das Eigentümliche des photographischen Negativs besteht darin, das Wirkliche nicht nur auf der tieflosen Ebene abzubilden, sondern auch das Abgebildete zwar richtig und genau, aber in einer völlig verkehrten Weise wiederzubringen. Was etwa in der Wirklichkeit schwarz ist, wird im Negativ weiß, was in der Wirklichkeit konvex ist, wird im Negativ konkav usw. So verhält es sich auch mit dem Ge-Stell und Ereignis. Sie sind dasselbe, aber in der gänzlichen Umkehrung ihrer wesentlichen Verhältnisse. Im Ereignen des Seienden als Anwesenden ist, das ereignende Sein immer noch da, obwohl als solches entzogen und verborgen und nur in seiner zögernden, sich verweigernden und bloß winkenden Weise. Dasselbe Sein rückt aber in dem immer und überall zu bestellenden gleichgültigen Bestand des Ge-Stells ganz unverhüllt und grenzenlos offenbar zum Vordergrund, wird gleichsam unmittelbar ausgestellt und lässt damit das zum Bestand gezwungene Anwesende seines Geheimnisses verlustig und insofern „seinsverlassen“ werden.

Abgesehen davon ob man bereit ist, dieses Gleichnis Heideggers vom Ge-Stell als Negativ als treffenden Verweis anzunehmen, die darin angedeutete Mahnung ist klar genug. Nach ihr tut es Not, im Ge-Stell „das ankündigende Vorzeichen, den verdeckten Vor-Schein, die entbergende Vor-Erscheinung des Ereignisses selbst zu erblicken“ (S. 367). Es ist nicht zu übersehen, dass darin eine ungeheure Zumutung liegt. Denn das Ge-Stell kennzeichnende unmittelbare und daher ungeheure Antreffen des Seins in seinem letzten Geschick vollzieht sich in einer ganz eigenartigen und unerhörten, bisher ganz unbekannter Weise. Das Sein meldet sich –wenn diese Wendung hier überhaupt treffend ist– nur noch als ob seiner grenzenlosen Offenbarkeit völlig und ganz entzogen. Allein die innigste, für das äußerste Entsetzen und unendlichen Schmerz bereite Erfahrung der vollständigen Seinsverlassenheit, die im gegenwärtigen technischen Welt trotz allen verblüffenden Unternehmungen und kaum zu übertreffenden Errungenschaften herrscht, könnte das Rätsel des hier sich bekundenden harten Widerspruchs des Sich-zeigens im äußersten und vollständigsten Sich-entziehen zu der vermutlich Ausgang anzeigenden Lösung bringen: „Die Seinsverlassenheit (...) kann zur ersten Dämmerung der *Verweigerung* werden, zum Wink in die Wesung des Seyns als Ereignis“ (GA 66, S. 68).

Literaturnachweise

- Heidegger, M. (1981). *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung* (GA 4). F.-W. von Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (1986). Vier Seminare. *Seminare* (GA 15). C. Ochswadt (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (1989). *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis)* (GA 65). F.-W. von Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (1994). *Bremer und Freiburger Vorträge* (GA 79). P. Jaeger (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (1997). *Besinnung* (GA 66). F.-W. von Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (1998). *Die Geschichte des Seyns* (GA 69). P. Trawny (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (2000). *Vorträge und Aufsätze* (GA 7). F.-W. von Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (2006). *Identität und Differenz* (GA 11). F.-W. von Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (2007). *Zur Sache des Denkens* (GA 14). F.-W. von Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (2009). *Leitgedanken zur Entstehung der Metaphysik, der neuzeitlichen Wissenschaft und der modernen Technik* (GA 76). C. Strube (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Heidegger, M. (2009). *Das Ereignis* (GA 71). F.-W. von Herrmann (Hrsg.). Frankfurt a. M.: Klostermann.

Declaraciones Finales

Implicaciones éticas: Este artículo es un trabajo original, no contiene plagio y todo el material de otros autores ha sido debidamente citado y referenciado conforme a las normas académicas.

Conflicto de Intereses: El autor declara que no existe ningún conflicto de intereses en relación con la investigación, autoría o publicación de este artículo.

Financiación: Este artículo no cuenta con financiación institucional.

Política de acceso abierto

Cuestiones de Filosofía proporciona acceso abierto a su contenido, propiciando un mayor intercambio global del conocimiento, basado en el principio de ofrecer al público un acceso libre a las investigaciones, para ello, los textos publicados cuentan con una licencia *Creative Commons BY-NC-SA 4.0* que posibilita su uso y difusión siempre y cuando se realice la citación de los autores y la revista, y no se use para fines comerciales. Por esta razón, los autores aceptan la licencia de uso utilizada por *Cuestiones de Filosofía*, al igual que las políticas de autoarchivo y acceso abierto. En consecuencia, los derechos de los artículos publicados le corresponden a la revista. La revista *Cuestiones de Filosofía* no cobra ningún valor por concepto de recepción de artículos, evaluación o publicación, por consiguiente, la publicación de artículos en la revista no da derecho a remuneración alguna para autores, evaluadores y comités (<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/>).